

Der Sozialstaat braucht die gegenseitige Versicherung, meint Norbert Blüm : "Von der Wiege bis zur Bahre sind wir aufeinander angewiesen"

Autor(en): **Blüm, Norbert**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Curaviva : Fachzeitschrift**

Band (Jahr): **83 (2012)**

Heft 3: **Generationenvertrag : Solidarität auf dem Prüfstand**

PDF erstellt am: **24.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-803748>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Sozialstaat braucht die gegenseitige Versicherung, meint Norbert Blüm

«Von der Wiege bis zur Bahre sind wir aufeinander angewiesen»

Am Sene Forum von Senevita (Betreutes Wohnen und Pflege) referierte der frühere deutsche Arbeitsminister Norbert Blüm über den Generationenvertrag und die demografische Herausforderung. Seine leicht gekürzten Ausführungen lesen Sie in diesem Beitrag.

Von Norbert Blüm

Droht die Kündigung des Generationenvertrags? Ich möchte diese Frage beziehungsweise deren Beantwortung mit einer Geschichte von Johann Peter Hebel aus dem «Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes» einleiten:

«Ein Fürst traf auf einem Spazierritt einen fleissigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäft an und liess sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen erfuhr er, dass der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern dass er als Tagelöhner täglich um 15 Kronen arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, dass täglich 15 Kronen auszureichen und noch so frohen Mutes dabei zu sein, und verwunderte sich darüber. Aber der brave Mann im Zwilchrock erwiderte ihm: «Es wäre mir übel gefehlt, wenn ich so viel brauchte. Mir muss ein Drittel davon genügen; mit einem Drittel zahle ich meine Schulden ab, und den übrigen Drittel lege ich auf Kapitalien an.» Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: «Ich teile mein Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kind-

heit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, dass sie mich einst in meinem müden Alter auch so behandeln.»

Damit kann ich meine Ausführungen eigentlich beenden. Das ist das ganze Geheimnis des Generationenvertrags. Kredit geben an die Kinder, die Schulden bei den Eltern abtragen. An diesem Grundgesetz menschlichen Lebens kann keine Politik, und sei sie noch so klug, irgendetwas ändern. Dieser Generationenvertrag ist von grosser Klugheit. Denn in diesem Generationenvertrag wird niemand übervorteilt. Die Jungen werden einmal alt, und die Alten waren einmal jung. Die Jungen behandeln die Alten so, wie sie von den ihnen nachfolgenden Jungen dereinst behandelt werden wollen. Deshalb: Wer den Generationenvertrag verneint, der zerstört den menschlichen, den gesellschaftlichen Zusammenhang. Das ist sozusagen der natürliche Lebenszusammenhang der Menschen.

Bei keinem anderen Lebewesen ist der Generationenvertrag in dieser Form vorhanden. Wir sind nämlich das schwächste unter

allen Lebewesen. Wir sind, wie kluge Leute herausgefunden haben, eine biologische Frühgeburt. Wir kommen neun Monate zu früh zur Welt. Wir sind überhaupt nicht überlebensfähig ohne einen Generationenvertrag. Wir müssen uns die Welt erst einrichten, in der wir leben. Aber diese unsere Schwäche ist auch unsere Stärke. Wir sind fähig, unter allen möglichen Bedingungen zu überleben – unter

«Wir sind nicht überlebensfähig ohne den Generationenvertrag»

der glühenden Sonne der Sahara und in der Eiswüste der Arktis. Warum? Weil wir uns die Welt einrichten und weil die Kinder die Welt ihrer Eltern übernehmen und sie wiederum weitergeben. Wäre der Generationenvertrag nicht eine Begleitung der Menschheit, wären wir schon im Neandertal erfroren. Weiter wären wir nicht gekommen.

Das, was der natürliche Lebenszusammenhang als Generationenvertrag beinhaltet, findet sich auch in unserer kulturellen

und religiösen Tradition. Es gibt unter den zehn Geboten nur ein einziges, das mit einer irdischen Verheissung versehen ist, das vierte Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren, auf dass Du lange lebst und es Dir gut ergehe auf Erden. In dieser Verheissung ist die Erfahrung einer zivilisierten Menschheit enthalten.

Die Kultur einer Gesellschaft lässt sich am Verhältnis der Generationen messen. Das Programm «Jede Generation sorgt für sich selber», mit dem in Deutschland eine politische Jugendorganisation den Generationenvertrag attackiert, hätte einen Nobelpreis für politische Dummheit verdient, wenn es diesen Preis denn gäbe. Ich habe noch kein Kind gesehen, das sich selber wickelt, und auch kein Kind, das sich selber stillt. Von der Wiege bis zur Bahre sind wir aufeinander angewiesen. Es gibt keinen Menschen, der immer und jederzeit stark ist. Er wäre ein Monstrum. Und wahrscheinlich wäre eine Gesellschaft aus lauter solchen Menschen auch nicht sehr human. Keiner würde des anderen bedürfen. Eine Gesellschaft ohne Solidarität – das wäre wohl auch ein Leben ohne Liebe.

«Du sollst Vater und Mutter ehren, auf dass Du lange lebst und es Dir gut ergehe auf Erden.»

Ich gestehe allerdings: Der Generationenvertrag steht vor neuen Herausforderungen. Da ist zuerst die demografische Veränderung, die demografische Herausforderung. Ich unterteile diese Herausforderung allerdings in drei Dimensionen, statt dass ich sie in den Topf Demografiepanik werfe: In die Dimension Fertilität – das betrifft die Geburtszahlen; in die Dimension Mortalität – das betrifft das Lebensalter; und in die Dimension Migration – das betrifft die Zuwanderung.

In der Tat: Die Bevölkerungszahl geht zurück, es werden weniger Kinder geboren. Das wird als Alarm- und Paniksignal gewertet. Ich will aber darauf hinweisen, dass im Weltmassstab die Bevölkerungsexplosion das grössere Problem ist, nicht der Bevölkerungsrückgang.

Denn über soziale Sicherheit entscheidet keineswegs – wie das aus der Stammtischperspektive dargestellt wird – nur die Kopfzahl der Geburten. Wäre die Zahl der Geburten das entscheidende Kriterium für soziale Sicherheit, müsste man im Kongo eine hohe soziale Sicherheit haben – oder in Indien. Eine hohe soziale Sicherheit aber haben diese Länder nicht. Warum nicht? Weil nicht alle Menschen, die geboren werden, eine sinnvolle, >>



Der frühere deutsche Arbeitsminister Norbert Blüm Ende Januar als Redner zum Generationenvertrag in Bern:

«Eine Gesellschaft ohne Solidarität – das wäre wohl auch ein Leben ohne Liebe.»

Foto: Senevita

produktive Arbeit haben. Also ist das Erste und Wichtigste für die soziale Sicherheit: sinnvolle, produktive Arbeit. Lassen Sie es mich veranschaulichen: Um das Jahr 1900 hat ein Bauer in Deutschland drei Nicht-Landwirte ernährt. Heute ernährt ein deutscher Bauer 88 Nicht-Landwirte. Nach der Kopffzahltheorie müssten wir alle verhungert sein. Warum aber sind wir nicht verhungert? Weil der Ertrag gestiegen ist. Soziale Sicherheit lebt von dem Sozialprodukt, das jetzt produziert wird. Reale Vorsorge gibt es unter den Bedingungen einer entwickelten Gesellschaft kaum mehr. Es gab sie noch im «Alten Testament», da konnte man in sieben fetten Jahren das Korn sparen für sieben magere Jahre. Heute aber gilt nur das Sozialprodukt, Oder anders gesagt: Der Kuchen, der jetzt gebacken wird, wird auch jetzt gegessen.

Die Beiträge am Wohlstand messen

Auch die vielbeschworene Kapitaldeckung, die das demografische Problem lösen soll, lebt vom Sozialprodukt. Maschinen kann man nicht essen. Und Maschinen, die nicht laufen, sind nichts wert. Das heisst: Wenn keine Beitragszahler nachwachsen, kommt eine Kapitaldeckung genauso in Schwierigkeiten wie eine Umlage. Die Kapitaldeckung hat allerdings einen Vorteil: Ihr Quellgebiet ist weltweit. Sie kann weltweit anlegen, während ein Umlagesystem an die nationale Lohnquote gebunden ist. Dieser Vorteil ist aber gleichzeitig der Nachteil – man schaue nur die Entwicklung der letzten Jahre an. Da wurde deutlich, dass die soziale Sicherheit allen Turbulenzen des Weltmarktes ausgeliefert ist.

Ich bedauere persönlich auch, dass in unseren Wohlstandsgesellschaften weniger Kinder als in früheren Zeiten geboren werden. Nicht aus demografischen Gründen, sondern weil Kinder eine Bereicherung des Lebens sind, weil sie verhindern, dass wir im Saft des Egoismus untergehen, weil sie uns lehren, über die eigene Existenzgrenze hinauszudenken. Das ist der Reichtum, den Kinder uns geben.

Es stimmt, dass die junge Generation mehr Beiträge bezahlen muss, weil weniger Kinder geboren werden. Aber das ist noch kein Untergang. Denn wir sollten die Beiträge am Wohlstand messen. Meine Eltern – beispielsweise – haben zur Rentenversicherung 10 Prozent Beiträge bezahlt. Ihre Enkel – meine Kinder – zahlen 20 Prozent – doppelte Beitragsbelastung! Trotzdem behaupte ich, dass das verfügbare Einkommen meiner Eltern

geringer war als das ihrer Enkel. 10 Prozent von 100 Euro, da bleiben 90 Euro übrig. 20 Prozent von 200 Euro sind 40 Euro – es bleiben also 160 Euro übrig. Es ist alles doch ziemlich relativ.

Ich will das Problem des Bevölkerungsrückgangs nicht für gering achten. Aber ich möchte es entdramatisieren. Denn die zweite Dimension der Demografie, die Mortalität, stellt eine grössere Umstellungsherausforderung dar. Mortalität heisst: Unsere Lebenserwartung wächst, und sie wächst in einem imposanten Tempo. Meine beiden Grossväter sind mit 65 pensioniert worden. Der eine war mit 67 tot, der andere mit 68. So war das früher: Nach der Pensionierung noch eins, zwei Jährchen, dann wars vorbei. Das Alter, die Rente, das waren Anhängsel ans Leben. Heute aber werden die Menschen alt, zum Teil sehr alt. Eine neue Statistik in Deutschland sagt, dass zwei Drittel der 90-Jährigen zur eigenen Haushaltsführung fähig sind. Wissen Sie, was das bedeutet? Das bedeutet eine Kulturrevolution. Und unsere Gesellschaft ist darauf ungenügend vorbereitet.

Wir haben für das Rentnerdasein den Begriff des Ruhestandes geprägt. Aber es ist so, dass manche alten Menschen gar nicht in Ruhe gelassen werden, sondern sich aktiv am Leben beteiligen wollen. Wir haben es also mit einer doppelten Hilflosigkeit zu tun: Die einen wollen helfen und können nicht, die anderen, denen muss geholfen werden, und die bekommen keine Hilfe. Kein Lebensabschnitt ist so differenziert wie der des Alters – und wir haben nur die

Einheitslösung: Ruhestand. Wir nutzen das Potenzial der aktiven alten Menschen, ihre Mitwirkung an der Gesellschaft, noch völlig ungenügend.

Wie soll das aber gemacht werden? Muss festgestellt werden, wer das kann und wers nicht kann? Wer zur Pflicht verordnet werden kann und wer freigestellt wird? Brauchen wir einen neuen Sozialdienst, der die Alten untersucht? Nein! Für den dritten Lebensabschnitt gibt es keine Einheitslösung, sondern nur Teils-teils und Sowohl-als-auch.

Lebensrhythmus mit dem Arbeitsrhythmus versöhnen

Aber wir müssen in jedem Fall den Lebensrhythmus mit dem Arbeitsrhythmus wieder versöhnen – und uns vielleicht auf alte, vorindustrielle Muster besinnen. Keinem Bauern wäre es vor tausend Jahren eingefallen, aufgrund einer Reichsversicherungsordnung von Karl dem Grossen am 31. März die Mistgabel wegzwerfen und zu sagen: Ich bin jetzt pensioniert. Der Bauer hat sich wie der alte Handwerksmeister Schritt für Schritt

«Das Industriezeitalter begann die Menschen wie Maschinen zu behandeln.»

Der Generationenvertrag

Der sogenannte Generationenvertrag ist kein schriftliches Dokument (und somit nicht einklagbar), sondern ein ideelles gesellschaftliches Übereinkommen – ein Common Sense –, das die finanzielle Absicherung in den drei Lebensphasen Kindheit/Jugend, Erwerbsphase und Alter durch gegenseitige Solidarität garantieren soll. Das bedeutet, dass je nach Konzentration der Vermögen und der Bevölkerungsentwicklung die Solidaritätslasten immer neu definiert werden müssen. Grundsätzlich steht zuerst die mittlere erwerbstätige Genera-

tion in der Pflicht gegenüber der alten, aber auch der jungen Generation. Kritiker monieren, dass dieses Modell angesichts der demografischen Entwicklung (immer mehr alte und sehr alte Menschen und weniger Erwerbstätige) schon bald nicht mehr aufrechtzuerhalten sein wird, da die Basis der Einzahler zu schmal werde. Darum werden neue Modelle diskutiert, um die erwerbstätige Generation künftig zu entlasten – u.a. damit, dass alte Menschen mit viel Vermögen stärker in die Solidarität eingebunden oder Erbschaften höher besteuert werden.

zurückgezogen. Erst das Industriezeitalter begann die Menschen wie Maschinen zu behandeln, knipste sie zu einem bestimmten Lebensalter an und knipste sie wieder aus.

Nicht die Ausgebildeten der Dritten Welt absahnen

Meine dritte Demografie-Dimension ist die Migration. Es gibt viele, die setzen die Hoffnung darauf, dass der Bevölkerungsrückgang durch Migration kompensiert werden kann. Ich habe diese Hoffnung nicht. Ich bin kein Weggenosse von Herrn Sarrazin, unsere ausländischen Mitbürger sind meine Arbeitskollegen und meine Nachbarn. Aber ich wünsche mir keine Welt, in der mit Hilfe der bei uns sehr bewunderten Green Cards die Ausgebildeten der Dritten Welt abgesahnt werden. Wir holen für Deutschland die Informatiker aus dem indischen Bangalore, im eigenen Land aber reduzieren wir die Studienplätze für Informatiker. Wir lassen ausbilden, das ist nämlich billiger. In Mali soll es keine Krankenschwestern mehr geben, weil alle in England sind.

In solchen Feststellungen klingt kein Unterton von Ausländerfeindlichkeit mit. Ich wünsche mir einfach keine Welt, in der die Menschen hinter den Arbeitsplätzen herfliegen wie die Zugvögel hinter der Sonne. Das ist eine verkehrte Welt. Die Menschen müssen Heimat, Nachbarschaft, Freunde haben. Diese modernen Nomaden der mobilen, flexiblen Welt müssen auf das Beste verzichten, was das Leben bieten kann: in einer vertrauten Umgebung zu leben. Und ich frage mich: Was ist da eigentlich der Unterschied zum alten Kolonialismus, wenn wir heute die Ausgebildeten absahnen? Im alten Kolonialismus wurden die Bodenschätze ausgebeutet, heute sind es die Qualifizierungen. Was ist der Unterschied zum alten Sklavenmarkt? Damals wurde das Gebiss kontrolliert. Wenn die Zähne gut waren, dann konnte der Sklave gekauft werden. Heute reicht ein Diplom. Diese Art von Globalisierung kann doch nicht die Antwort auf die demografische Veränderung sein.

Die Marktwirtschaft braucht den Sozialstaat

Unsere Welt hat sich verändert – im Grossen und im Kleinen. Aus der alten Grossfamilie, die auch der Ort der sozialen Sicherheit war, wurde die Zwei- und die Ein-Generationen-Familie – in manchen Fällen nur auf Zeit, und manchmal nur als Einpersonenhaushalt. Das setzt ganz andere soziale Strukturen voraus. Marktwirtschaft unter diesen Bedingungen ist nur mit Sozialstaat funktionsfähig. So lange der (Landwirtschafts-)Betrieb alles war – Familie, Lebensraum, Produktionsstätte –, so lange war kein Sozialstaat notwendig. Allerdings war damit auch keine Marktwirtschaft möglich. Erst als die grossen sozialen Risiken Alter, Krankheit, Arbeitslosigkeit aus dem Betrieb externalisiert wurden, war eine unternehmerische Ratio möglich, die sich im Wettbewerb bewähren musste und sich am Gewinn orientierte. So lange der Betrieb alles war, ging dies gar nicht. Ich bin überzeugt, dass eine funktionsfähige Marktwirtschaft auf den Sozialstaat angewiesen ist. Nicht ein Sozialstaat, der Wirtschaft und Markt unterdrückt, sondern diese ergänzt: Leistung und sozialer Ausgleich – Wettbewerb und Solidarität. Und es dürfen nicht alle Aufgaben nur dem Staat aufgetragen wer-

den, sondern es muss in unserer Gesellschaft wieder eine gegenseitliche Solidarität der Gegenseitigkeit geben.

Eine Kultur der Empathie wecken

Solidarität hat zwei historische Wurzeln: Die Fürsorge – der Starke sorgt für den Schwachen – und die weiterentwickelte, die auf Gegenseitigkeit beruht. Das ist die moderne Solidarität. Sie war in der Geschichte der Menschheit eine grosse Innovation. Sie ermöglichte die Tauschgesellschaft und erlaubte unseren Vorfahren, die Enge der Sippe zu überwinden.

Ich plädiere für einen Sozialstaat, der auf Gegenseitigkeit, auf gegenseitige Versicherung aufbaut. Dafür brauchen wir eine neue Dienstleistungskultur. Eine Kultur, die das Miteinander-Kommunizieren, das Beraten, das Miteinander-Sprechen ins Zentrum stellt. Dafür wird es Profis ebenso brauchen wie Amateure, eine Mischung, die beiden guttut. Wir brauchen die Experten, wir brauchen aber auch die erfahrungsgesättigte Hilfsbereitschaft von Laien. Diese neue Dienstleistungsgesellschaft muss eine Kultur der Empathie wecken. Ich halte es für das grösste Glück, für andere etwas zu tun. Ich halte den Egoismus

für eine grundtraurige Angelegenheit. Wir müssen mit Mitmenschlichkeit dem Nutzenmaximierungsmenschen entgegentreten, wie ihn der Wirtschafts-Nobelpreisträger Gary Becker gezeichnet hat: der Schnäppchenjäger als Leuchtgestalt der modernen Zeit.

Wenn der Mensch nichts ist als ein Vorteils-sucher, dann wird es sehr kalt auf der Welt: kein Handschlag, hinter dem nicht eine Ab-

sicht steckt, keine Freundlichkeit, die dem anderen gilt, sondern nur dem eigenen Vorteil. Die schönsten Sachen aber haben – davon bin ich tief überzeugt – mit Berechnung gar nichts zu tun: die Liebe, die Solidarität, die Mitmenschlichkeit. ●

«Ich plädiere für einen Sozialstaat, der auf gegenseitige Versicherung aufbaut.»

Zum Autor: Der deutsche Politiker Norbert Blüm (CDU), 76, war von 1982 bis 1998 Bundesarbeitsminister im Kabinett Kohl. Der gelernte Werkzeugmacher und studierte Philosoph machte sich einen Namen als Sozialpolitiker, der sich immer auch grundsätzlich mit der Frage der Verantwortung der Gesellschaft gegenüber dem Individuum – und umgekehrt! – beschäftigte. Parteiintern kritisierte Blüm mehrfach, dass die CDU dem Sozialen immer weniger Bedeutung zumesse. Das trug dem Christdemokraten die sowohl bewundernd als auch despektierlich gemeinte Bezeichnung «Herz-Jesu-Marxist» ein. Bei der Bevölkerung ist Blüm über seine aktive politische Karriere hinaus beliebt und populär. Seine Volkstümlichkeit äussert sich auch im Erfolg, den er heute als Autor und Kabarettist hat.
